

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Freitag, 28. Oktober

1927.

(16. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Nora sieht sich schon um. Auch noch in den höheren Umgängen dringt mystischer Schrecken auf sie ein. Drei fragenhafte Lote werden noch durchflommen und auf einmal öffnet sich ein Wunder.

Die wirre Stufenpyramide weicht zurück. Drei runde Terrassen, von großen gegitterten Steinglocken umkränzt, münden in die Spitze aus: in ein Gedölbe von klarer Stupaform. Der ganze Spul versinkt in der Tiefe; die Umgänge werden licht; der Wind weht frei über reine Fliesenflächen. „Siehst du“, sagt sie und deutet hinab: „Nun haben wir uns durch den Wirrwarr hindurchgefunden. Nun sind wir im Weihebezirk. Komm ganz mit mir hinauf!“ Sie ergreift seine Hand und zieht ihn bis zur obersten Stufe.

„Nur wir zwei“, fährt sie fort, „hören uns noch. Darf es immer so bleiben?“

„Es muß so bleiben“, sagt er heftig.

„Ja, das kann man nicht ausdenken, das darf man nicht. . . Was hast du selbst durchgemacht! An einen Menschen wirst du gebunden, der hätte dich fast zerstört, und bei mir war's ähnlich. . . Wie schön, daß wir das gleiche Schicksal haben! Glaubst du übrigens, daß sie sehr leidet?“

„Menschen wie Antja de Ruyter leiden nicht. Sie sind nur verblüfft.“

„Man hat es natürlich blutig schwer, mit dummen Menschen zusammengepannt zu sein. . . Erdrin ist nicht dumm, aber für seine dicke Haut kann ich einstecken. Kannst du dir vorstellen, wie er jetzt postert?“ Sie spricht es mit eingezogenen Lippen, ohne Humor. Ihm ist, als stehe ein Riese am Horizont, der in fruchtloser Wut Wolkenbänke schiebe. — „Ha, ich bin ihm entwischt“, sagt sie schier mechanisch, mit scharfem Unterton. „Gewiß rast er noch herum und stöbert nach uns. Aber er findet uns nicht! Er stört uns nicht! Ist das nicht herrlich?“ Sie gleitet herüber und umschlingt ihn mit bebenden Gliedern. Sie bohrt ihren Kopf in seine Schulter, sie lacht stöhnend.

„Wir sind in Indien. Ob wir ganz sicher sind?“

„Sicher? — Ich kenne ihn gut genug. Wenn er sich müde gerast hat, setzt er sich ins Hotel und überlegt sich die Scheidung. Mit einer großen schwarzen Zigarre tut er das. Er soll sie haben, die Scheidung, und noch mehr dazu. . . Ich werfe sie ihm nach. . . dem Dämonen. . . Und schließlich, was liegt schon dran, wenn er uns findet. Er wird etwas Besseres zu tun haben, als dich über den Haufen zu schießen. Ich werde ihm schon meine Meinung sagen! — So und so ist die Sache, mein Herr; ich hab' es nicht gut bei Ihnen gehabt. . . Diesen Doktor raunzen Sie mir nicht an, wenn's gefällig ist. Den hab' ich mir genommen, weil er mich versteht. Weil er mich innerlich versteht.“ Sie tippt an ihre runde Stirn. — „Hier, jawohl. Und nun marsch zurück nach Hamburg, und besorgen Sie die Scheidung.“ Und was dich betrifft, so bleibst du im Hintergrund. Hast du dich mit deiner Mischlingsgattin ähnlich auseinandergesetzt? War es eine Szene?“ Sie grübelt. Plötzlich schüttelt sie ihn. „Hast du eigentlich Mut?“

„Denkst du, es war eine Kleinigkeit mit diesen Leuten. . . Mit zwei haushohen Brüdern und einer Schwiegermutter, die Kieselsteine zerbeißt und Tausendguldenscheine schwent?“

„Gut; ich will dir den Mut glauben. Doch du hastest mich damals schon gekannt!“ Sie zuckt in erhebener Weise die Schultern. „Kein Wunder, daß du Mut hattest. . . Vielleicht hast du mich damals schon ein wenig gern gehabt? Und ich dummes Frauenzimmer lag wie ein Stück Holz im Bett und war ganz schwach und benebelt. . . Erdrin hatte an dem Abend getrunken, verstehst du, und wieder seine Scherze mit mir getrieben. Und es hatte so gar keinen Sinn! — Da hab' ich ihm den Streich spielen wollen, mit dem Veronal. . . Hast du nicht vielleicht mehr Takt als Mut? Takt fehlt ihm, notorisch taktlos ist er. Deshalb stichst du so ab von ihm.“

„Ich hoffe, du hast nicht vor, auch mir einen Streich zu spielen.“

„Dir!“ — Sie zieht die Hutfrempe herunter, als schäme sie sich der Wärme der eigenen Augen, und beginnt zu rauchen. Der Rauch hängt pinienartig in der Luft und zerquillt in Rastaden auf den Fliesen. Sie pufst den Buddha an, der in seiner zerborstenen Steinglocke moosfleckig neben ihnen sitzt; sie badet das altersgraue Antlitz aus Tracht mit Qualm; so sitzt er in bläulichem Weihrauch. „Es ist schon lange her“, lächelt sie dabei, „daß er Weihrauch genossen hat. . .“ Plötzlich springt sie auf, redt den geschmeidigen weißgewandeten Körper an dem Steinleib in die Höhe und steckt die Zigarette in den Mundwinkel des sanft dozierenden Idols. „Denke dir, Otto, wenn er jetzt zugriffe!“ — Die Vorstellung davon springt, phantastisch deutlich, in Rehmerdills Hirn. Das Steinbild rührt sich plötzlich und zieht die atmende, pulsierende Kostbarkeit zu sich hinein in die Glode. — Ein weißes Seidenbein zappelt noch hervor und dann erlischt ihre Angst wie ein Schwalbenschrei. . .

„Ärgere ihn nicht“, sagt er leise. „Sie sind scheintot, diese Herren hier. Wenn du Blasphemie treibst, könnte es dir schlecht bekommen. So vieles in Indien ist gefährlich. Du gleitest auf den Stufen aus und brichst dir den Fuß, oder das Spiktor dort fällt uns auf die Köpfe. . . Komm herunter, Nora.“

Sie sieht mit steigendem Unbehagen an dem mächtigen Bild herab. Langsam schwingt sie das Bein aus der Glode; es hebt sich feinmodelliert durchs Blau, wie das einer Tänzerin. Bevor sie die Knie schließt und sich in die Arme des Doktors zurückgleiten läßt, nimmt sie die Zigarette aus den spöttisch gekräuselten, steinernen Lippen und gibt dem Buddha einen Badenstreich.

Da, im Augenblick, wo ihre profane Hand die Wangen des Erleuchteten berührt, geschieht etwas Unerwartetes und Bellemendes. Die Sonne erlischt. Die Wollenvorhut des Zwei-Uhr-Gewitters hat sie mit einer vorquellenden Spitze erreicht wie eine ausgestreckte Faust, die eine Manggafrucht zerquetscht. Die Sonnenfeligkeit ist weggeblasen; schattenloses Halblicht macht sich breit.

„Tempelschänderin!“ sagt Kehmerdill und lacht etwas trocken. — „Merktst du, wie prompt er seinen Unmut zeigt?“

Sie blickt sich scheu um. „Trage mich die Stufen hinunter“, flüstert sie. „Vorsichtig...“ Er faßt sie um Taille und Kniekehlen; langsam und bedächtig steigt er herab. Leicht ist sie, leicht wie eine Schwanenfeder. Auf der großen Sockelterrasse angelangt, setzt er sie zögernd und zärtlich ab.

Die Wolken, die bislang als brütende Linie im Süden den Horizont gesäumt, haben nun mehr als die Hälfte des Himmels überschwemmt. Zusehends schieben sie ihre funkelnden Ränder weiter und fressen sich hinein in das vertiefte Blau der anderen Hälfte. Dort heben sich die Mendorehberge spukhaft weiß empor, als sei dort oben ein zweiter gigantischer Borobudur, von verschaukelten Göttern belebt.

Ein Brief.

Buitenzorg, 18. Dezember 192*

Allgemeine Secretarie

WelEdelGeztr. Heere

Dr. Otto Kehmerdill

o/o Mijnheer van Kersten

Residentiaalaan

Solo.

Mein teurer Doktor!

Nun bist Du also durchgebrannt. Ich habe es auszubaden. Doch das liegt in der Logik der Umstände.

Ich mische mich nicht gern in innerdeutsche Angelegenheiten. Wir waren ja auch schon während des Krieges neutral. Haben wir nicht jede Medizin schlucken müssen, die uns von rechts oder links gereicht wurde? Wir verdauen ja aber auch die Rijstafel, selbst wenn man sie überwürzt, zum Beispiel mit Volksraadreden, christlicher Ethik oder Indopropaganda.

Natürlich probierte ich Erdbrink zu beruhigen. Zuerst glaubte er an einen Sonnenstich Mevrouw's und war Dir ja dankbar, daß Du sie so schnell entschlossen zurückschafftest. Doch als von Buitenzorg statt meines Fiat das Mietauto zurück kam, wurde er bedenklich. Ich sagte ihm, es müsse wohl eine Panne passiert sein. Ich hätte ja den Fiat morgens schon wegen seiner Mucken inspiziert.

Schon auf der Rückfahrt war er ganz still. Wir kommen bei meiner Villa an: kein Darmawan, kein Fiat. Erdbrink läuft ins Haus, ich hinterher. Kein Doktor, keine Mevrouw Erdbrink. Ich bin ganz aufgeregt, g—h, ist das ein heißer Tag! — „Am Ende“, sage ich, „hat er Ihre Frau ins Hotel zurückgebracht. Sie ist keine Akrobatin, sie ist überanstrengt von Indien und zusammengeklappt... Was weiß ich...“

„Die Nummer! Die Nummer!“ schreit er und zerreißt mir das halbe Telefonbuch. Während er sich aber die Verbindung geben lassen will, fällt ihm der Hörer aus der Hand und er starrt mich an. — „Ja“, sagt er, „dann müßte aber doch der Doktor wenigstens ein paar Zeilen... eine Nachricht...“

„Ganz recht“, sage ich. „Eigenartig. — Das sollte man annehmen.“ — Du hättest ihn sehen sollen. — „Mr. Erdbrink“, sage ich, „ich vermute, es hat keinen Sinn, wenn Sie ans Hospital telefonieren. Ihre Frau hat sich wahrscheinlich bei dem Doktor in Privatbehandlung gegeben.“ — Er sackt zusammen. Ich gebe ihm einen Whisky, dann ermannt er sich und hält mir eine Rede. Ob ich glaubte, daß man ihm Sand in die Augen streuen könne.

Er wollte mir darauf um jeden Preis Deine Adresse abpressen, er wollte mir sogar die Provision erhöhen, aber das gelang ihm nicht. Dann schwor er, er wolle es schon herausfinden und wenn er alle Welt kompromittieren müsse, sich einbegreifen; bis zum deutschen Konsulat wolle er es tragen, ja bis zum G. G. ...

„Mr. Erdbrink“, sage ich, „das werden Sie nicht tun. Sie werden sich nicht die Hoffnung verschmerzen, Mevrouw wiederzubekommen.“ — Dann ist er wie ein

Berrückter fortgestürzt und am selben Abend noch nach Weltevreden gefahren.

Das ist alles, was ich weiß. Ich wünsche Dir einen recht schönen Aufenthalt, teurer Doktor, und gute Erholung in Solo. Meine Grüße an Kersten. Teile mir bald Deine fürdernden Pläne mit.

Wie immer Dein alter

Heyermans.

P. S. — Dieser Brief verspätet sich um einen Tag. Ich hatte Deine Adresse augenscheinlich verlegt und fand sie trotz vorbildlicher Ordnung auf meinem Bureau-schreibtisch, erst heute wieder. Du kannst daraus ersehen, daß die Geschichte selbst mich ein wenig lausig gemacht hat. — (Fortsetzung folgt.)

Cordillerenritt.

Erzählung von Euse Tornwaldt.

Es ist lebhaft in unserem Patio. Drei Maultiere knirschen den Mais, den Juan, der Indianerjunge, ihnen auf die Erde geschüttet, und da Sanftmut keine Maultier-tugend ist, so kommen sie sich dabei ins Gehege. Loba aber fühlt sich verpflichtet, Schlichtungsausschuß zu spielen, indem sie laut bellend zwischen die Beine dieser Tiere fährt.

Wir sind in der Zuderrohr-Provinz Tucuman. Leuchtend im Sonnenschein, liegen die Cordilleren mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor uns. Morgen werden wir hinreiten — durch den Urwaldrand wie schon oft, unter Lorbeerstämmen und wilden Apfelsinenbäumen mit goldenen Früchten — und weiter zu einem Dorf, das 2000 Meter hoch in einem Bergtal liegt. Tafi del Valle heißt dieses erste Ziel.

Morgens um 4 Uhr wird bei Laternenschein gesattelt. Maultiere und Criollosättel — beides ist ungewohnt und bewährt sich sehr im Laufe der nächsten Tage. Das kleinste Mula bekommt die Last, die in zwei biden Säcken über dem Padsattel absteht und dem kleinen Vieh bis an die langen Ohren reicht. „Taboada“ stöhnt — so fest wird die Schlinge um sein rundliches Bäuchlein gezogen. (Ich habe die drei der Einfachheit halber nach ihren Besitzern getauft.) Don Felipe, der Führer, reitet ein Pferd, das hierzulande billiger ist als ein gutes Maultier.

Wir wollten Tafe del Valle auf dem steilen und nicht ungefährlichen Weg über die „Cumbre de Sauce guacho“ erreichen, aber nachts hatte es geregnet, und bevor wir die eintönigen Zuderrohrfelder der Ebene verließen, beegnete uns Don Julian Massa, unser alter Käsehändler. Temperamentvoll drehte er seine schmalen Indianerhände hin und her: „Reitet ja nicht auf diesem Weg — er ist nach dem Regen glitschig, sumpsig und unpasserbar.“ Da wählen wir den weiteren durch das „Bentanita“ (das Fensterchen), auf dem zur Erntezeit die Bergleute in die Zuderroherebene zu kommen pflegen.

Endlich haben wir Canja. Drahtsäune und Zivilisation überwunden und sind im Urwald. Mannshoher Farn wuchert unter den gewaltigen Lorbeer- und Quebracho colorado-Bäumen, deren Holz so fest und schwer ist wie Eisen. Halb wilde Pferde und Rinder haben Plade in diese Wildnis getreten, denen wir folgen. Oft geht es sehr steil, in Wassertrinnen bergauf — es kommt manchem unrüflicher vor, dabei im Sattel zu bleiben, ist hier aber durchaus üblich — und immer wieder kreuzen wir Flüsse, durch deren schäumende Wasserstrudel und spihsteinige Betten unsere Mulas mit großer Selbstverständlichkeit uns tragen.

Wir bleiben diese erste Nacht in dem Rancho von Holz-fällern, der mit anderen zusammen an einer weiten, schönen Pflanzung liegt. „Negro Porrero“ heißt sie und ihre Bewohner sind arme Teufel, die um das dürrigste tägliche Brot dem reichen Estanciero fronen, dem diese viele Meilen weiten Wälder gehören. Es übernachtet ein reicher Criollo dort mit uns zusammen, der in dem Besitz eines fabelhaft schönen Maultieres ist und sich in einem Vicunaponcho hüllt, den ich auf mehrere hundert Peso taxiere. Unausgesetzt kredenzte sein Diener ihm das Nationalgetränk, den süßen Mate, der durch ein Silberröhrchen aus kleinem rundem Kürbis getrunken wird. Don Felipe legt Wert darauf, mit ihm am folgenden Morgen gemeinsam weiterzureiten, aber nach kurzer Zeit weigern wir uns, das Wettrennen mitzumachen. Tiere sind keine Maschinen. Meine Geduld reißt endgültig, als Felipe, um sich nicht aufzuhalten, das gute kleine Padmula daran hindert, im Fluß zu trinken. Ich erkläre ihm, daß wir die Natur zu genießen wünschten und nicht sehen wollten, „wer am schnellsten reiten kann“. Gringos! (Das

ist der Spottname für uns Europäer) denkt Don Felipe nicht und verachtungsvoll.

Die Natur ist unbeschreiblich schön und wechselvoll. Wir reiten durch Döngewölbe von Lorbeerbäumen, die mit Orchideen und Lianen umspannen sind — zwischen altersgrauen, blätterlosen Stämmen, die Schleier von langem, grauem Hartmoos tragen, über grünen Grund, auf dem gelbe Anemonen blühen, während in den Felsen bunte Begonien leuchten und die hohen Büsche der wilden Fuchstien ihre Blüten wie Bluttropfen über den Weg hängen. Manchmal begegnet man starkem halbwildem Vieh. Wild gibt es gar nicht. Nur Papageien, Singvögel und Schmetterlinge — und Murmeltierchen, die drolligen kleinen Coys.

Loba, das zierliche Wölfschen, läuft tapfer mit, aber am zweiten Tage merke ich, wie müde sie wird. Da will ich sie heimlich, um bei Felipe nicht in den Verdacht rettungslosen Schwachsinn zu geraten, zu mir auf den Sattel nehmen und bereichere dabei mein Wissen durch eine nachdrückliche Erfahrung. Geht man hinter einem Pferd vorüber und packt es fest in den Schwanz, so leidet es nicht — das gleiche Verfahren regt dagegen ein Mula zu dieser Tätigkeit scheinbar außerordentlich an. Ich sammle mein armes Gebein und die Loba auf, und wir traben hinter den anderen her.

Immer mehr der steilen Wasserrinnen tauchen auf. Eine geradezu brauende Vegetationsfülle stürzt von den Felswänden: Papyrus, Bambus, Rantpflanze aller Art. Als wir am „Bentanita“ sind, dem Felsloch auf dem Grat, das dem Weg den Namen gibt, durchbricht die Sonne den Wolkennebel und beleuchtet die Täler, die sich zu beiden Seiten von uns ausbreiten. Während wir dort halten — zu Don Felipes verständnislosem Grimm — und uns an der Schönheit freuen, kommt ein Trupp Bergbewohner von Santa Maria uns entgegen, der zur Ernte nach Tucumán hinunterzieht. Sie reiten ihre kleinen zähen Pferdchen meist familienweise. Die Frauen, in ihren farbenfrohen Kleidern und der schwarzen Manta um das braune Gesicht, haben immer einen Sprössling auf dem Schoß und ein bis zwei Kleinen irgendwo hinten auf der Pferdekruppe. Das heißt man hierzulande „en anca“ reiten und würde in einem heimatischen Zirkus immerhin Eindruck erwecken. Die Männer tragen den leuchtend roten Poncho von Santa Maria und haben die älteren Familienjahrgänge hinter sich. Große Mädchen sitzen immer seitwärts und trommeln vergnügt mit den nackten Beinen in Lackschuhen auf den geduligen Pferdchen, denn vergnügt sind sie alle und Lackschuhe gehören bis in den tiefsten Urwald hinein zum guten Ton. „Que le vaya bien!“ (Daß es Euch wohl gehen möge!) grüßen wir uns gegenseitig zum Abschied. Steilab geht es vom Grat. Dann wechselnd, weniger steil, bergauf, bergab. Weite Steinflächen durchreiten wir, unterbrochen von niederem Gestrüpp und kurzem, saftgrünem Gras — ein Dorado für unzähliges Rindvieh. Neben uns braust der Rio de la Angostura.

„Da ist die Tafe del Valle“, sagt Don Felipe einige Stunden später. — „Wo?“ Man sieht die Berge sich um ein Teil zu Einzelgruppen gliedern, aber in diesem Tal scheint nichts zu sein, als herrliche Hängeweiden. Er lacht. „Tafe hat über 2000 Einwohner, Kirche, Schule und Warenläden.“ Nach einstündigem Ritt in der glühenden Nachmittagssonne sehen wir das erste Haus, dann folgt Gehöft auf Gehöft — jedes verhüllt von seinen Weiden, wie von einem Mantel. Es sind Trauerweiden, wie wir sie nicht kennen, deren mehrere Meter lange Zweige wie grüne Wasserfälle rieseln. In den Koppeln grasen zwischen den Kühen und Pferden auch Lamas und bedäuen uns neugierig aus großen, dunklen, langbewimperten Augen.

Der Rio de la Angostura teilt den ausgedehnten Ort in zwei Teile. In der Regenzeit durchaus: dann ist er zu Pferde unpassierbar, und eine Brücke gibt es nicht. Auf den unvernünftigen Gedanken, jemals zu Fuß zu gehen, kann überhaupt nur ein verrückter Gringo kommen.

Etwas erhöht, mit wundervollem Blick über das Tal, den Fluß und in die Berge haben die Jesuiten sich eine Sommerfrische geschaffen. Ein lebenswürdiger Vater zeigt uns am folgenden Tage dieses Refugium der erholungsbedürftigen Tucumáner Geistlichkeit und führt uns voll Stolz in die kleine Kirche. Am überraschendsten aber war mir der herrliche Obstgarten unseres Wirtes, des lustigen alten Senjor Riobravo, in dem die köstlichsten Birnen und Äpfel in einer Höhe von 2000 Meter wachsen.

Unsere einfache Lehmboodenstube liegt an der sehr belebten Dorfstraße. Sie hat nur eine Tür und kein Fenster. Natürlich steht diese Tür den ganzen Tag über offen, und auch als wir weiter in die Berge auf Guanacoiaad gehen, bleiben unsere Sachen ruhig in dem offenen Zimmer an der Landstraße. „Stehlen“ scheint in dieser Ortschaft ein unbekannter Begriff zu sein. Es wohnen stolze, schöne, gesunde Menschen hier oben — vielleicht sind es Abkömmlinge vom Stamme der Intas.

Welt u. Wissen

Tiere als Barometer. Neben dem Laubfrosch, der noch heute in kleinen Städten und auf dem Lande das Barometer vollauf ersetzt, gibt es eine starke Anzahl von Tieren, aus deren Verhalten der Kundige auf künftiges Wetter zu schließen weiß. So gibt es Leute, die, wie Hocharede in der „Leipziger Illustrierten“ berichtet, behaupten, aus dem Verhalten der Spinne das Wetter auf ein bis zwei Wochen voraussagen zu können. Hierzu ist natürlich nötig, daß man diese subtilen und merkwürdigen Tierchen mit der nötigen Geduld beobachtet. Je eifriger die Spinne nämlich ihrem Tagewerk obliegt, je länger die Fäden werden, die sie spinnt, desto sicherer kann man auf anhaltend schönes Wetter schließen. Sind ihre Fäden aber kurz und ihr Gewebe nur klein, so wird das gute Wetter nicht lange anhalten. Regen steht bestimmt in Aussicht, wenn die Spinne ihr Gewebe im Stich läßt und sich untätig irgend wohin verkrümelt. Bis zehn Uhr morgens gilt als die beste Beobachtungszeit. Je weiter die Spinne von dem trichterartigen Seitengewebe über ihrem Netz, das die Naturforscher als ihr Nest bezeichnen, entfernt ist, und je weiter sie die Vorderbeine von sich streckt, desto länger wird auf gutes Wetter zu rechnen sein. Aber dieses Insekt kann als Barometer nur im Sommer benützt werden, denn im Winter hält es sich verborgen und arbeitet nicht. Neben diesem wichtigsten kleinstädtischen und ländlichen Wetterpropheten gibt es eine Masse andere. So zum Beispiel der Schlammbeißer, ein kleiner Fisch, der, wie der Laubfrosch in einem Glase, das aber mit Wasser gefüllt sein muß, gehalten wird. Sowie ein Gewitter oder auch nur Regen im Anzuge ist, steigt er vom Grunde auf die Oberfläche. Ebenso wie er kriechen gewisse Amphibien, wie Molche und Salamander, wenn Regen in Aussicht steht, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Die Schwalben bestreichen im Fluge die Felder ganz dicht, wenn Regen bevorsteht, auch pflegen sie dann sehr lebhaft Laute von sich zu geben, während sie bei bevorstehendem schönem Wetter hoch aufliegen. Das selbe gilt für die Lerchen. Mit Regen ist ferner zu rechnen, wenn Pflaumen stark schreien, die Maulwürfe hohe Haufen aufwerfen und die Fische im Wasser aufliegen. Auch das Zurückkehren der Bienen in ihre Stöcke deutet auf ungünstiges Wetter. Tanzen Fliegen und Mücken hoch im Sonnenschein und leuchten im Sommer die Johanniswürmchen besonders hell, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß am nächsten Tage eitel Sonne herrschen wird.

Hygiene und Heilkunde

Schulwettbewerb im Zähneputzen. Die Schulzahnklinik in Bonn hat es durch eine geschickte psychologische Taktik erreicht, daß fast alle Kinder mit gesunden Zähnen die Schule verlassen. In Amerika erreichte man dieses Ziel dadurch, daß man Pilegeschwestern herumschickte, die die Kinder zum Zähneputzen veranlaßten. Im armen Deutschland war das aus materiellen Gründen nicht zu machen. Die Schulzahnklinik in Bonn wußte sich anders zu helfen: die Kinder erhielten Zeugnisse über ihre Zahnpflege, jedoch nur die Prädikate gut oder schlecht. Wer gut bekommen hatte, erhielt ein kleines Geschenk. Der Erfolg dieser Taktik übertraf alle Erwartungen. Beim erstenmal, als die Zeugnisse verteilt wurden, kamen auf einmal gut siebenmal schlecht. Ein halbes Jahr später lag der Fall genau umgekehrt: nur ein Siebentel der Kinder hatte noch schlechte Zähne, ja, in einigen Klassen, wo sich die Lehrer ganz besonders der Zahnpflege angenommen hatten, erhielten bis zu 95 Prozent der Kinder das Prädikat gut. Man hat nach diesem Resultat die Geschenke an einzelne Kinder eingestellt und dafür den Klassen mit besonders gutem Erfolg Geldsummen bis zu 50 M. zur Verfügung gestellt, die auf Schulausflügen zum Vergnügen der Kinder verwendet werden sollen. Wer die Wichtigkeit der Zahnpflege in der Jugend für das ganze spätere Leben eingesehen hat, wird wünschen, daß die Bonner Zahnklinik möglichst eifrige Nachahmung findet.

Scherz und Spott

Das Trennende. „Die Zeit trennt die besten Freunde“, seufzt sie. — „Ach ja“, pflichtet er bei. „Vor 14 Jahren waren wir beide 18. Heute bist du 23 und ich 32.“

Forschergeläch. „Meine Frau durchforstete gestern Abend meine Taschen.“ — „Nun, was hat sie gefunden?“ — „Das selbe, was Forscher immer finden: genug Stoff für eine Vorlesung.“

Neue Bücher

* Hans Sinnen: „Der Berggeist“, Erzählung; „Spiegel des Lebens“, Gedichte. (Weide im Zeniten-Verlag, Leipzig.) Der Prosaband erweist mit der Schilderung des Bergmannslebens im elsass-lothringischen Gruben-gebiet ein recht gewandtes Erzählertalent. Persönliche Erfahrung kommt dem Verfasser zugute, Vertrautheit mit dem Milieu läßt die Stoffbehandlung recht frisch und lebensecht wirken; stilistisch bleiben manche Mängel festzustellen. Durchaus unbefriedigend aber ist der Eindruck des Gedichtbuches. Diese inhaltlich platten, in der Form ganz mißglückten und jeder Stimmung baren Reimereien haben kein Recht auf Veröffentlichung. Zum Vorzirkel fehlt Sinnen auch die geringste Eignung, man versteht nicht einen so völligen Mangel an Selbstkritik, daß der immerhin unterhaltliche Erzähler mit einem dilettantischen Nachwerk sich um allen Kredit bringt. Die Ausstattung beider Bücher, Druck und Papier (zumal der Gedichte) lassen zu wünschen übrig.

* Martin Meyer: „Kleine Gedichte.“ (Oberlössens Buchhandlung, Münster i. W.) Das schmale Bändchen enthält Gedichte der verschiedensten Art, die ein feines Sprachgefühl und einen strengen Formwillen ihres Schöpfers bezeugen. Ohne wesentlich neue Töne anzuschlagen, im ganzen wohl mehr gedanklich als stimmungsmäßig erfinden, wirken sie gefällig durch Schlichtheit und Frische und fünden von einer kraftvoll-gesunden Lebensauffassung. Die knappe Form von Spruch und Epigramm scheint der künstlerischen Begabung des Dichters besonders zu entsprechen, hier wie auch in der Umbildung einiger Oden des Horaz zeigt sich stilistischeres Empfinden für die große Überlieferung klassischer Vorbilder.

* Hans Gaede: „Von den Wandwegen des Lebens.“ Zwei Novellen. (Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.) Hans Hermann Gaede bietet uns hier eine vielerprechende Erstlingsgabe: Zwei wunderfeine, zarte Novellen. Thema derselben ist die Innerlichkeit und das Geheimnis von den feinsten Schwingungen liebender Herzen oder konkreter ausgebrückt, die Freundschaft und das Zueinanderfinden von Mann und Frau, obwohl ein Dritter am Kreuzweg steht; eindringlich erzählt aus liebevoller, aber sicherer Lebensbeobachtung heraus.

* Oskar Gluth: „Frauenblüh“. Ein lustiger Sommernachtsraum am Spiegelsee. Roman. (L. Staackmann, Verlag, Leipzig.) In diesem lustigen, mit dem behaglichen Klang der Bajuvarischen Mundart munter gewürzten Roman hat der Autor die ganze Sommerfeligkeit der oberbayerischen Seen und Berge eingefangen. Wie ein köstlicher Sommernachtsraum zieht leicht beschwingt die idyllisch verklärte, oft dramatisch bewegte Lustspielhandlung am Leser vorüber. Er wird unwillkürlich mit hineingezogen in den Mittsommerreigen der Leute von Seeried, verschaut sich, berauscht vom Duft der Frauenblütenzeit und dem erlösenden Unbeschwerfsein des Lebens in diesem lieblichen Gotteswinkel, in die seidenhelle, leidenschaftliche Frau Ulrike, in die schelmische Jungmädchenanmut der braunen Lehrers-Vertrud oder in die reiche, mollige Frau Kordel, die lodernde Wirtin vom „Goldenen Becht“. Ein Buch voll Frohsinn und Sommerpoesie!

* Peter Murr: „Die gestohlene Braut“ (Verlag Ullstein, Berlin). Dies ist die Geschichte eines tüchtigen jungen Mannes, der tatensfroh aus Amerika heimkehrt, um einem Freunde aus Liebes- und Lebensnöten herauszuhelfen. So holt er ihn von seiner Hauslehrerstelle auf einem gräflichen Gute weg, versucht, ihn in Paris zum Lebemann zu erziehen, kann aber nicht verhindern, daß der Freund die Braut gewinnt, und auch der passende Brauterlak in unerwarteter Weise kommt.

* Grete v. Urbanitzky: „Der wilde Garten.“ (Hesse & Beder, Verlag, Leipzig.) Die erfolgreiche Erzählerin Grete v. Urbanitzky hat sich schon in manchem ihrer früheren Romane als Vorkämpferin einer im besten Sinne des Wortes modernen Weltanschauung erwiesen. In ihrem neuesten Buche tritt sie als Fürsprecherin der jungen Mädchen von heute auf, genauer: der Sechzehnjährigen, deren, die sich zum ersten Male des Geheimnisses ihres Weibstums bewußt werden und dabei oft gewaltige seelische Erschütterungen erfahren. Das eigenartige Buch ist ein Schülerinnen-Roman. Das Buch, das seinem Stoffe nach auch heikle Dinge behandeln mußte, ist mit jenem Ernst geschrieben, der eine durchaus lautere Gesinnung verrät.

* Colette: „Kensé Néro“. Das Schicksal einer Frau. Roman. (Paul Schönanh-Verlag, Wien IV.)

Colette, deren „Mitjou“ so berühmt geworden ist, erzählt in ihrem neuen Roman das Schicksal einer Dreißigjährigen und ihrer neuen späten Liebe. — Die Schauspielerei und Tänzerin Kensé Néro, inmitten der Welt der Musik-Halls und Konzertcafés, ist eine Gestalt von zugleich zartestem und eindringlichstem Zauber. Ihre sanfte Empfindsamkeit, ihre leiderfahrene Klugheit, ihre Lebensstapfertigkeit machen sie unendlich sympathisch. Die Demütigung, die sie in ihrer ersten Liebe erlitten hat, fällt wie ein Schatten auf ihr anmutiges Wesen. Doch ihre Sinne halten nur Winterschlaf. Als eine neue Liebe über sie kommt, folgt sie ihr anfangs zögernd, dann aber schlägt die Leidenschaft über ihr zusammen — einen Augenblick nur, schon ist sie wieder wach und klug; lieber kein Glück, aber auch kein neues Leid. Sie erzählt ihre Geschichte, ihr Schicksal selbst, erzählt es so ergreifend natürlich, mit einer rührenden Scham und Grazie des Gefühls, die unauslöschlich im Herzen haften bleibt.

* Louis Hemon: „Der Boxer und die Lady.“ Roman. (Drei-Masten-Verlag, München.) Louis Hemon weiß die einzelnen Phasen der Kämpfe, die Erregung der Zuschauer zu schildern; wie er ein verschlagenes Gesicht beschreibt, ist nicht nur blendender Stil und Fülle der Ausdrucksmittel. Das Stimmungsgewitter, die Gier der Kämpfenden, dieses ganz wunderbare, mächtige Rätsel, der Rausch der Gewalt, der Bewegung heißt. Freilich — die Liebesgeschichte. Die blau- und kaltblütige Lady, die ein wenig mit dem gezähmten Raubtier spielt. Und das gezähmte Raubtier, das die Zufriedenheit der Sportenthusiastin als personelle Zärtlichkeit nimmt. Und der Schluß mit Gewalt und Tod und Teufel. Das Werk eines Dichters und gleichseitig ein fabelhafter Filmroman.

* Camont Colerus: „Politik.“ Drama in sechs Bildern. (Paul Schönanh, Verlag, Wien IV.) In einigen Stunden des venezianischen Karnevals zusammengebrängt, ist dieses Drama in der Buntheit seiner Charaktere, in seinen Liebes- und Schicksalsverflechtungen ein Gleichnis von den Gewalten des Lebens überhaupt. Wir schauen die hohe Leidenschaft, aber auch den Zonismus und das Grauen aller Politik und begreifen erschüttert ihr ewig zweideutiges, höllisches Wesen. In historischem Gewande gestaltet Colerus mit erstaunlicher theatralischer Sicherheit die brennendste Zeitproblematik. Ein erschütterndes Gemälde von den öffentlichen Gewalten, ihren Gründen und Hintergründen. Es ist das erste Drama, mit dem Colerus vor die Öffentlichkeit tritt.

* Der Kreis. Zeitschrift für künstlerische Kultur. (Kreisverlag, Hamburg.) Das ist eine erfrischend moderne Zeitschrift, deren Aufsätze sich mit den verschiedensten Problemen des künstlerischen Lebens beschäftigen und mehr oder weniger temperamentvoll und persönlich geschrieben sind. Besonders beachtenswert sind neben einem feinsinnigen Essay über den visionären englischen Zeichner William Blake und seine Bedeutung für unsere Zeit vor allem einige Abhandlungen über moderne Raumgestaltung aus der Feder berühmter Architekten. Denn tatsächlich bringt die Raumkunst, die am meisten überzeugenden Werte der Zeit.“ Eine Probe aus Costers „Altenpiegel“ und gute Abbildungen erhöhen den Reiz des neuen Heftes. W. W.

* Individualität. Zweimonatsschrift für Philosophie und Kunst. (Amalthea-Verlag, Zürich, Wien, Leipzig.) Die Ästhetik der äußerst begabten Zeitschrift fußt im wesentlichen auf der Grundlage des Expressionismus, und man ist nicht überrascht, hier Hermann Walden zu begegnen, und von Oskar Schlemmer, einem Vertreter des staatlichen Bauhauses in Dessau, Abhandlungen über Mensch und Kunstfigur zu lesen, die vor allem ein interessantes Licht auf die Bestrebungen eines schaffenden Künstlers wirft. Ein Aufsatz von H. W. Keller setzt sich objektiv mit der neuen Sachlichkeit auseinander. Interessant sind die Beiträge dichterischer Gestaltung, besonders eine dramatische Skizze „Noste, der Stammler“ von Hans Hagenbuch, sowie die philosophischen Aphorismen aus der „Komödie des Lebens“ von H. A. Moser. Sehr wertvoll ist auch die Überschau über den Büchermarkt. Alles in allem eine Zeitschrift, die sich vorteilhaft von der leichtesten populärwissenschaftlichen Schreiberlei so vieler Monatshefte abhebt. W. W.

* Artur Wehrlin: „Landratten auf See und anderes.“ (Verlagsbuchhandlung Broschel & Co., Hamburg.) Außer der humoristischen Reiseschilderung einer Gesellschaft von Bühnenmitteliefern nach Konstantinopel — „Landratten auf See“ — enthält das Büchlein allerhand aus Menschen, Tier- und Theaterleben. Die gemütvoll-frische Art der Erzählung des schweizer Dichters, daß dieses Buch auch der reifen Jugend lieb und wert gemacht.